

## Der Maler Theodor Barth

Autor(en): Emanuel Stickelberger

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1952

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/fadec63c-967f-488c-8a48-6946c57f865c>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

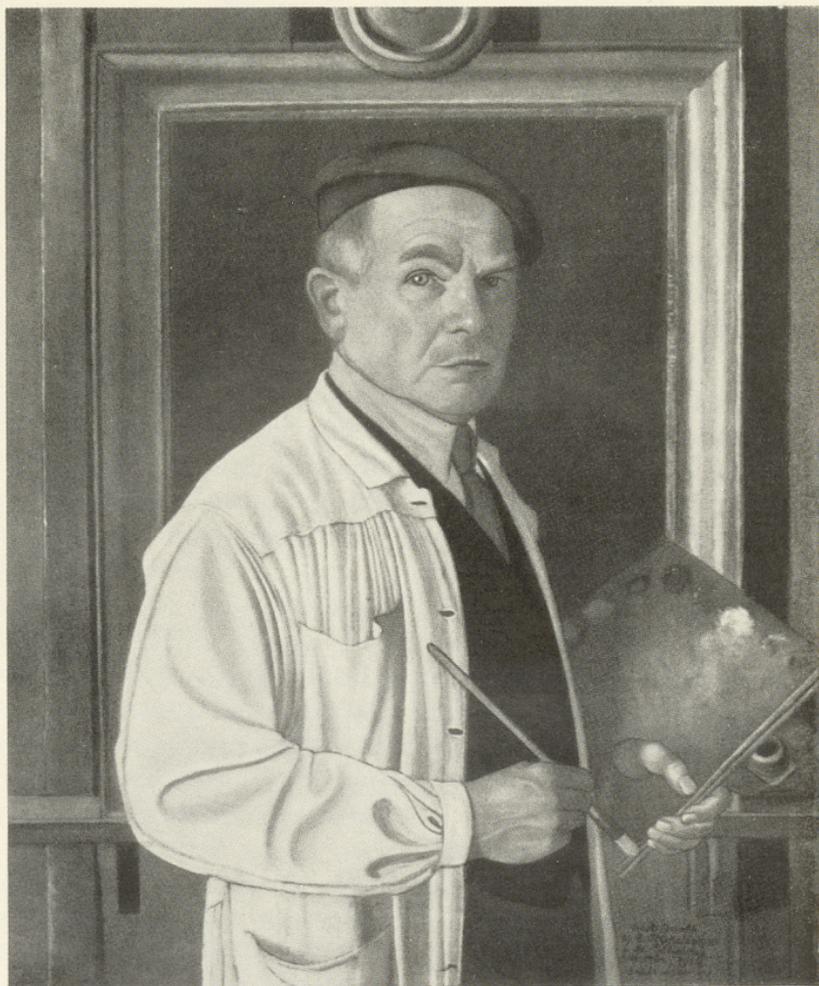
<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Der Maler Theodor Barth

*Von Emanuel Stichelberger*

Kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges wurden die Besucher unserer Ausstellungen durch Bilder von einer in Form und Farbe kühnen, den damaligen sakrosankten Anschauungen über Malerei ungefähr entgegengesetzten Auffassung überrascht. Sie hatten Altmeisterliches an sich ohne an ausgetretene Bahnen zu erinnern, entsprachen gesund neuzeitlichem Empfinden, zeigten kein Haschen nach blendender Wirkung, nichts von Schaumschlägerei; ja ihr Schöpfer war so vermessen, sich an keine bekannten Namen anzulehnen. Ratlos standen zünftige Kunstrichter vor diesen Werken, deren Besonderheit in ihre Kartothek nicht einzureihen war: den meisten Kritikern fehlte — um ein Wort Hamanns zu verwenden: «im Trieblande ihrer Modegelehrsamkeit» — das Einfühlungsvermögen in die Selbständigkeit eines Künstlers, der sich, unbeirrt um offizielle und offiziose Meinungen, von vorneherein seine eigenen Ziele gesteckt hatte.

Der Urheber dieser eigenwilligen Gestaltungen war der im Tiefsten von seiner Sendung durchdrungene Basler Künstler Theodor Barth. Zeitlebens ist er seiner Richtlinie treu geblieben; nie hat er Zugeständnisse an Geschmackswendungen gemacht, und vielleicht tragen deshalb seine Bildnisse und Stillleben den Stempel jener Echtheit, die zeitlos wirkt. Es mag ihm — geäußert hat er sich darüber meines Wissens nie — stille Genugtuung geboten haben, daß nachmals ein sich dem seinigen nähernder Begriff durch jüngere Künstler aufgenommen und nun, wo er nicht mehr als Einzelgänger dastand, auch von der Kritik gewürdigt wurde. Beeinflußt haben ihn diese Wandlungen der Kunstanschauungen nicht: so wie er früher gegen den Strom geschwommen war, schritt er seine Bahn weiter, nie zufrieden mit sich selbst, immer selbständig wägend und wägend, Vollkommeneres erstrebend.



Selbstporträt des Künstlers



Er hat sich seinen Weg unter Hemmungen und Hindernissen geebnet. Einem Geschlechte entstammend, das der Kunst und Wissenschaft namhafte Vertreter geschenkt hat, wurde er 1875 in Beggingen als Sohn des nachmaligen Pfarrers zu Sankt Theodor und Sankt Matthäus in Basel, des Orgel- und Glockensachverständigen Theodor Barth-Imhoof geboren. Nachdem er die ersten Jugendjahre in Zofingen verbracht hatte, besuchte er Gymnasium und obere Realschule seiner Heimatstadt Basel. Auf seinen Wunsch, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen, verzichtete er aus Gehorsam für seine Eltern, die gegen diese Berufswahl die in bürgerlichen Familien oft vorhandenen Bedenken hegten; gelassen studierte er Chemie, und es ist bezeichnend für seine Eigenart, daß er zum Vorwurf seiner Doktorarbeit nicht eine in der Luft liegende technische Frage, sondern eine Abhandlung über die Alchimie gewählt hat. Der junge Chemiker bekleidete Stellungen in der Schweiz, Holland und Frankreich. Nach sieben Jahren, die er immer als Fron empfunden hat, brach der innere Trieb, sich der Kunst zu widmen, so ungestüm hervor, daß er sich als verheirateter Mann entschloß, seinen Broterwerb aufzugeben. Ermutigt wurde er darin durch seine Lebensgefährtin, die an seine Berufung glaubte und ihm bis zum Ende fördernd zur Seite stand; er hat es manchmal ausgesprochen, wieviel ihm diese tapfere Frau in gedrückten Stimmungen, wie sie ja einem Künstler selten erspart bleiben, gewesen ist.

Die Ehegatten zogen nach München, wo Theodor Barth während vier Jahren die Akademie bei Knirr und Löfftz besuchte; er hat dort mit manchen Künstlern unseres Landes, darunter Albert Welti, Ernst Kreidolf und Wilhelm Balmer, Freundschaften geschlossen. Fortan lebte er als freier Künstler in Eschenz, Uttwil, darauf — nachdem er während drei Jahren als Sekretär am Zürcher Kunsthaus gewirkt hatte — an der Rittergasse in Basel, in Beckenried, in Schwyz, in Meggen und von 1932 bis zu seinem Tod 1949 in Luzern, wo ihn seine Fachgenossen mit dem Vorsitz der innerschweizerischen Gruppe der Maler, Bildhauer und Architekten ehrten.

Theodor Barths Bildnisse sind von unerbittlicher Wahr-

heit. Nie hat er sich dazu hergegeben, dem Dargestellten zu liebe etwas gefälliger, ansprechender zu schildern, als es ihm selbst vor Augen stand. Mitunter hat er bezeichnende Züge stark hervortreten lassen, so daß mancher Besteller und seine Angehörigen sich zuerst daran gewöhnen mußten. In solchen Fällen konnte er sagen: «Warten Sie eine Zeitlang; Sie werden noch anders darüber urteilen!» Oft hat ihm die Folge recht gegeben. Uebrigens war gerade in Bezug auf die Bildnisse seine Selbstkritik unbestechlich: es ist vorgekommen, daß er eine fertige Tafel aus dem Hause des Dargestellten zurückholte und sie vernichtete; dies geschah gerade in einem Falle, wo der Besteller selbst sich zufrieden erklärte.

Einen besondern Hang hatte er, der Kinderfreund, für Kinderbildnisse. Man sieht ihnen die Liebe an, mit der er sich gerade dieser Aufgabe widmete. An Ausstellungen zogen diese Stücke viele Betrachter an; sie zeichneten sich durch eine bisweilen ans Herbe streifende Wirklichkeit aus, welche die kleinen Weltbürger unter Verzicht auf das «Verlieblichen» in ihrer natürlich reizvollen Eigenart vor Augen führten. Dabei verstand er es trefflich, diese meist auf Holz gemalten Bilder durch glücklich angepaßtes kleines Beiwerk: einen Apfel, Holzsoldaten oder anderes Spielzeug zu beleben und durch stark wirkende Hintergründe farbig fesselnd zu gestalten. Kunstwerke eigenster Art sind die paar Darstellungen von Wickelkindern. Der Akademiedirektor Hildebrand aus Stuttgart, der Barthsche Kinderbildnisse in einem Basler Hause sah, sprach seine Ueberraschung über die hohe Begabung des ihm bis dahin unbekanntem Künstlers aus.

Eindrücklich sind die Stilleben. In glücklicher Zusammenstellung fügen sich Blumen, Früchte, Bücher zu ruhig lebendiger Eindrücklichkeit; auch hier überzeugt die Standsicherheit, die gemessene Art, die Dinge zu schauen und das Geschaute zu verarbeiten. Er hat nie einfach abgemalt: unausgesetzt, auch auf Spaziergängen und namentlich wenn er Musik hörte, beschäftigten ihn die Aufgaben und Schwierigkeiten der Vorwürfe, die er just in Arbeit hatte; seine Pläne ließen ihn nicht los und verfolgten ihn bis in seine Träume. Im letzten

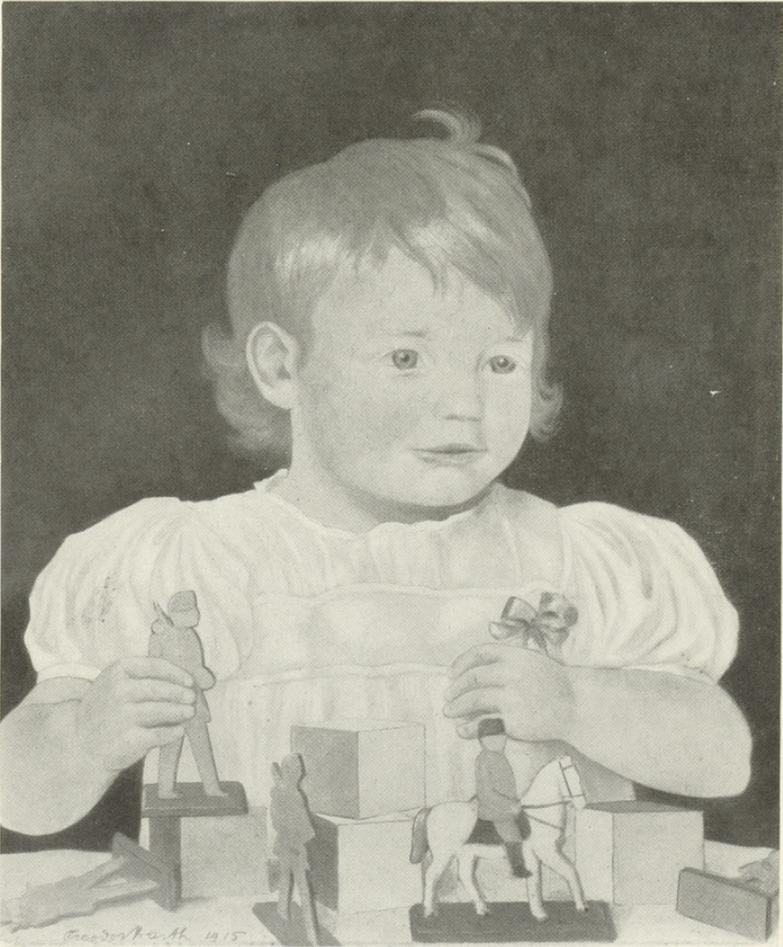
Jahrzehnt seines Lebens hat ihn die bildliche Wiedergabe von Glas und Metall in einen wahren Bann gezogen. Was er auf diesem Gebiete in scheinbar strenger Sachlichkeit erreicht hat, ist schlechthin meisterhaft. Wiederholt hat er eine Anzahl Christbaumkugeln, deren jede das Selbstbildnis des malenden Künstlers zurückspiegelte, zum Gegenstande einer Darstellung genommen; als eines dieser leuchtend starken Werke im Zürcher Kunsthaus ausgestellt wurde, war es das Bild, das die meisten Beschauer anzog, so daß oft ganze Ansammlungen davor stattfanden und die Presse es groß wiedergab.

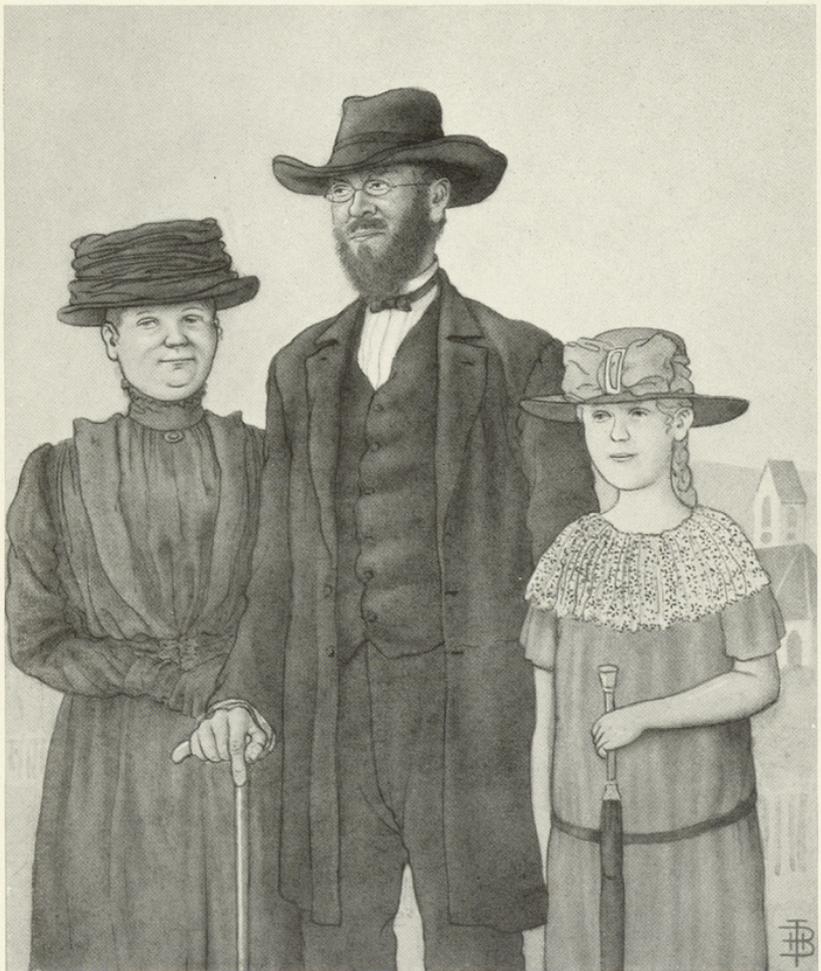
Des Abends pflegte Theodor Barth bei Lampenschein gerne Ausschnitte aus dem schweizerischen, besonders dem baslerischen Volksleben zu entwerfen; es befinden sich darunter köstliche Blätter, die nicht nur vom Eindringen in die Psyche der einzelnen Kreise und von seiner nie versagenden Beobachtungsgabe Zeugnis geben, sondern auch von einer feinen Ironie, die gelegentlich in der Betonung des Wesentlichen bis zu leichter Karikatur führen konnte. Da ist das Innere eines Dorfkirchleins — immer liegen solchen Darstellungen sorgfältige Skizzen der Räume oder der übrigen Umwelt zugrunde — wo ein bebrillter bärtiger Pfarrherr von einer im Bauernzopfstil gezimmerten Kanzel eine dem Ausdrucke der Zuhörer nach sichtlich nicht allzu lebendige Predigt abhaspelt; jeder Platz in den Häupterstühlen und Bänken ist besetzt. Man liest in den Zügen der Gläubigen die ganze Leiter der Gefühle von versunkener Andacht und pflichtgemäßem Ausharren bis zu den wenig erbauten Gesichtern der herbefohlenen Bubenschaft; dem gutreformiert nüchternen Kircheninnern mit den geweißelten Wänden über dem schlichten Holzgetäfel geben der Lichteinbruch durch den Ausschnitt eines gemalten Fensters und einige Frauenhüte Farbe und Frische. Ein anderes dieser Bildchen mit der Bezeichnung «s Heer Pfaarers» zeigt einen Prediger in schlecht sitzendem Gehrock und weitem schwarzem Schlapphut, seine um einen Kopf kleinere hausbackene Ehekrone und ein unendlich braves bezopftes Töchterchen auf einem Spaziergang. Dieser witzig gezeichnete Einfall könnte kaum von einem Nichtbasler

stammen: Gäste des Besitzers heben oft ein Rätselraten an, ob es sich um einen freisinnigen oder einen «positiven» Seelsorger handle; immer bleiben die Meinungen gespalten, so stark regen die Gestalten selbst dieser anspruchslos gedachten Blätter zum Nachdenken und Folgern an. Oder ein Fackelzug der Zofinger durch die nächtliche Rittergasse mit den Münstertürmen im Hintergrund; der Jahrmarkt eines alten Schweizer Städtchens mit Bärenführern, Negern im Fez, Kamelen und turnenden Äffchen; ein Ausschnitt aus der Basler Messe mit Zieger- und Lebkuchenständen. Alle diese Vorgänge — ich habe nur wenige Beispiele erwähnt — sind mit Humor beobachtet und wirken ungemein lebensnah.

Theodor Barth hat Begebnisse solcher Art auch in Oel gemalt, so während seines kurzen Aufenthalts in Uttwil den Ausflug einer Landschule; die Zusammenstellung der bunten Kleider, Regenschirme und Botanisierbüchsen ist farbig von einer gebändigten Unmittelbarkeit, die beweist, mit welcher Ueberlegung das anscheinend spielerisch entworfene Gemälde erdacht und erfüllt wurde. Schon oft ist gerade dieser fröhliche Ausschnitt aus dem Volksleben wegen seiner Kühnheit in der ausgeglichenen Farbenzusammenstellung von jungen Künstlern gelobt worden. Ueberhaupt ist es beachtenswert, daß — im Gegensatz zu manchen ihren Theorien verschriebenen Kritikern — Maler ganz anderer Observanz das Werk Theodors Barths zu würdigen verstehen. Ich erinnere mich eines anerkennenden Urteils Arnold Fiechters, der wahrhaftig andere Wege ging.

Hier ist auch der Platz, des längst vergriffenen Schweizer Bilderbuchs zu gedenken, in dem, begleitet von launigen Versen Ernst Jennys, Feuerwehrmannschaft an der Arbeit und beim Most, Landsturmtruppen beim Ausmarsch, beim Abkochen, beim Mahl, beim Zapfenstreich und von den Strapazen im Stroh ausruhend, Bergfeuer am ersten August, der Durchzug einer Stadtmusik, das würdevolle Einerschreiten des Regierungsrates in Zylindern hinter den Weibeln, der Auszug eines Turnvereins, Studenten, Festredner und was immer das





Herz des Durchschnittsschweizers höher schlagen läßt, in vergnüglicher Abwechslung dargestellt sind.

Daß die besondern Basler Gebräuche unsern Künstler stets wieder gefesselt haben, muß nach seiner ganzen Art einleuchten. Es gibt von ihm eine gemalte Truhe, die die Kleinbasler Ehrenzeichen in fünf fröhlichen Aufzügen vorführt; ein Farbenholzschnitt zeigt sie bei ihrem Tanz auf der Rheinbrücke.

Damit gelange ich auf ein weiteres Betätigungsfeld Theodor Barths: die Graphik.

Er hat sich, soviel mir bekannt ist, weder mit Steindruck noch mit Radierung befaßt. Wohl aber schnitt er abends bei ungeschirmtem Lampenlicht (während der zehn Jahre, wo er an der Rittergasse in Basel wohnte, arbeitete er noch bei Petrolbeleuchtung) mit Vorliebe in Holz oder Linoleum. Ich denke hier an Bildnisse Fritz Liebrichs, Theobald Baerwarts und eines andern Basler Schriftstellers. Neben diesen Schwarzweiß-Blättern hat er eine eigene Technik gepflegt, die möglicherweise seine Erfindung ist: für seine Farbenschnitte stellte er bis zu sieben Platten her, die er — und das ist das Besondere seines Verfahrens — mit Ölfarben druckte. Er selbst brachte sie von Hand auf Chinapapier, und zwar so, daß er sie mit der Schnittfläche nach oben einfärbte und die erhabenen Schichten dem darübergelegten Blatt mit dem Handballen aufdrückte. So entstand eine kleine Anzahl — man darf wohl sagen: — von Originalen, weil jeder Abzug leicht abweichend vom andern getönt und keiner mit Handwerkerhänden in Berührung gekommen war. Die Oelfarbe erzeugt in der Verbindung der Platten durch teilweise übereinandergelegte Tönungen eine weiche harmonische Wirkung, die sich, dem herkömmlichen Begriff des Holzschnittes nicht gemäß, von andern Farbenholzschnitten unterscheidet. Auch Giovanni Giacometti hat seine Schnitte, wenn ich recht sehe, mit Ölfarben angelegt, aber mit dem Pinsel; dadurch wird erst recht eine einmalige Wirkung erreicht. Hängt man nun solche handbemalte Blätter des Bündner Meisters in kleinen Rähmchen neben die Farbenholzschnit-

te Theodor Barths, so ist man erstaunt, wie gut sie zusammenstimmen.

Der erste dieser Handdrucke, der mir zu Gesichte kam, führt einen alten Gastwirt aus Stein am Rhein vor; das weißbärtige Vorbild in braunroter Hauskappe mit seiner langen Weichselpfeife steht in wohlberechnetem Gegensatz der Töne auf sattgrünem Hintergrunde. Ein stattliches großes Blatt zeigt das reizende chinesische Türmchen, das die Gonzenbach im 17. Jahrhundert neben ihrem Schloß in Hauptwil errichteten. Man begegnet unter den Farbenholzschnitten auch Landschaften, wo das weiche Ineinanderspiel von Licht und Dunkel zu feinsten Geltung kommt; schade eigentlich, daß gerade diese Blätter nicht bekannter sind.

So haben wir in Theodor Barth einen Künstler, der dazu berufen erscheint, eigenwüchsigen Wandschmuck für das Bürgerhaus zu schaffen. Er hat, wie die alten Holländer, nur bei Seitenlicht gearbeitet; darum eignet sich alles, was wir von ihm haben, für unsere Räume. Die Ausstellungen nach seinem Tode zeigen, daß neben den Holzschnitten manches Tafelbild und viele seiner trefflichen Zeichnungen noch der Erwerber harren.

Zum Schlusse ein Wort über den Menschen. Es sei wiederholt: Theodor Barth war mit Leib und Seele Basler im besten Sinne. Und so wie kaum eines seiner Werke dieses Verwurzelte sein mit unserer Stadt verleugnet, war er selbst in seinem ganzen Wesen der schlichte, allem äußern Schein abholde Vertreter jener immer mehr aussterbenden Künstlergilde, die seit Hieronymus Heß je und je ein unserer Art entsprechendes Auftreten besaß. Alles genialische Getue war ihm fremd. Er ist neben dem ganz anders gearteten, aber ihm an echter Herzensdemut ähnlichen Burkhard Mangold wohl der «baslerischste» Künstler seiner Zeit. Seine Kenntnisse auf manchen Gebieten hat er nie herausgehoben, aber wenn die Unterhaltung das Alltägliche verließ, kam seine gründliche humanistische Bildung und Gesinnung zu Worte. Mit Ironie begabt, namentlich mit Selbstironie, wußte er dem Meinungs austausch durch seinen ungezierten Humor eine behagliche Note zu ge-

ben. In der Künstlergesellschaft, im kleinen Freundeskreis oder bei Werkstattbesuchen pflegte er unversehens einen witzigen Einfall ins Gespräch zu werfen; indessen hat man, das darf hier nicht verschwiegen werden, nie ein Scherzwort von ihm vernommen, das die Grenzen der Ziemlichkeit überschritten hätte.

Bei aller Heiterkeit des Gemüts schwerblütig, manchen Schicksalsschlag tief empfindend, ist ihm in seinem reichen Leben nicht nur ungetrübtes Glück zuteil geworden. Er konnte, wenn seine Ueberzeugung angetastet wurde, aufbrausen, kam aber immer bald wieder ins Geleise. Verläßlich, bewährte er sich seinen Freunden als treuer Freund. Er war ein Einzelgänger im besten Sinne, eine durch und durch vornehme Natur. Den Bevorzugten, die in dem von seiner Lebensgefährtin anmutig betreuten Heim Eingang fanden, wird dieser anregende gepflegte saubere Lebenskreis eine teure Erinnerung bleiben.